Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 213 — Bydgoszcz / Bromberg, 17. September — 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(6. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Lange hast du das Gespräch mit dir herumgetragen. Es ist — fast zwei Jahre — um dich gewesen wie ein lebendiges Wesen. Du bist kein Mensch, der alles auf die leichte Achsel nimmt. Wenn es um ein Menschenschicksal geht, kannst du du dich nicht von heute auf morgen entschließen. Nur eine Entscheidung hast du aus dem Handgelenk getroffen: die Verbindung mit Hanna. Freilich, das meiste hat Hanna dabei selber getan. Doch noch heute bist du ihr dankbar für ihre Tat. Darum aber hattest du an ihr etwas gutzumachen, und du konntest nicht auf Rolfs Vorschlag eingehen, mochten auch Vernunftgründe dafür sprechen.

Und du hast später doch die Scheidung beantragt!

Damit bist du gedanklich in die Nähe von Gesche gekommen.

Bleib bei ihr. Auch ihr — nicht zum wenigsten ihr — mußt du ein paar Stunden deiner letzten Nacht schenken. Sang Hanna das Leben in Dur, liebte Gesche das Moll. Beide fanden Akkorde, die voll Harmonie und Schönheit waren.

Wo sind deine schönsten Stunden mit Gesche gewesen, Joachim Hinzpeter? Du weißt es schon. Dir will es plötzlich nicht mehr gefallen unter dem Walnußbaum. Die Füße gehen von selber den Weg nach der kleinen Halbinsel. Du findest ihn auch im Mondschein. Unzählige Male bist du ihn gegangen — mit Gesche und allein.

Sei vorsichtig. Du darfst den Steig nicht verfehlen, den Schorsch aufgeworfen hat. Nun bist du schon im Schilf. Dein Schritt tastet. Aus geschältem Weidenholz hat Schorsch ein Geländer gebaut, das dir jetzt Richtung und Halt gibt. Wie ein Vater ist er um Gesche besorgt gewesen. Schilf, das auf günstigem Boden wächst, erreicht mehr als Manneshöhe. Du gehst wie durch einen Urwald. Links und rechts ist eine hohe, grüne Wand. Der schmale Weg führt nicht geradeaus, denn vom Ufer aus sollte von der Schilfhütte nichts zu sehen sein. Und das entgegengesetzte Ufer ist zu weit entfernt, als daß neugierige Blicke herüberreichen könnten. Die Hütte ist eine kleine Burg, unzugänglich für Fremde, geschaffen für Menschenkinder, die ohne die Außenwelt auskommen.

In Gedanken nennst du sie die Geschehütte. Sie ist untrennbar verknüpft mit dem Menschenkind, dem du zwar nicht die frohesten Stunden verdankst — diese bereitete dir Hanna — wohl aber die stillsten und tiefsten.

Nun stehst du vor dem unscheinbaren Bauwerk. Um dich ist es kirchenstill. Dir ist auch zumute, als wolltest du einen Raum der Andacht betreten. Das Rauschen im Schilf, das Raunen des Wassers zwischen tausend Schilfstengeln erinnert leise an die miteinander verwobenen Töne einer Orgel.

Du brauchst durch keine Tür zu gehen. Die Vorderseite der Hütte ist offen. Blankes Mondscheingesprenkel liegt auf dem Jessenower See und gibt dir Licht genug, daß du dich an der mit trockenem Schilf benagelten Wand hintasten kannst. Schorsch hat auch an der Seeseite ein starkes Geländer gezogen, weil er besorgt war, daß Gesche auf der offenen Plattform einen falschen Tritt tun könnte. Er hat geknurrt, als du ihm von diesem merkwürdigen Geburtstagsgeschenk gesagt hast. Aber dann hat er dir doch getreulich beim Bau geholfen.

Dort unter dem Fenster steht noch der Liegestuhl. Niemand hat sich um ihn gekümmert nach den Ereignissen, die hier alles durcheinandergewirbelt haben. Oft hat Gesche, die Hände unterm Nacken, in dem Stuhl gelegen, und nur die Stille ist um euch gewesen. Gesche war eine Meisterin in der Kunst — nur wenige Menschen beherrschen sie — schweigend zu sprechen.

Leg' dich in den Stuhl, Joachim. Sei vorsichtig, daß kein Lärm entsteht. Schilfhütte und Stille gehören zusammen.

Oder glaubst du, Gesches Stuhl nicht benutzen zu dürfen? Spürst du eine Hemmung? Meinst du, Gesches Stuhl müsse freibleiben? Willst du dich in den Gedanken lullen, daß sie noch neben dir sei? Dann wirf dich auf das Lager aus Heu und Moos auf der anderen Seite des kleinen Raumes. Oft hast du hier gehockt, und vor dir ist das Gesicht Gesches gewesen.

So, und nun lege deinem Denken Zügel an. Laß es nicht abirren. Stelle dich ganz ein auf Jessenow und seinen See, auf die Tage, die verhangen und traumhaft waren. Das Beste an der Hütte ist das Abgeriegeltsein. Wie eine undurchdringliche Mauer ist das Schilfgeflecht. Niemand wird in dein Sinnen hineintappen.

Hörst du das Geräusch im Schilf? Es ist kein Plätschern, kein Glucksen, kaum vermag das Ohr es wahrzunehmen, wenn die Halme von dem Wasser gestreichelt werden. Gesche hörte es immer und machte dich darauf aufmerksam. Manchmal tönt ein Klatschen auf der dunklen Fläche. Vielleicht hat es ein Fisch oder ein Bläßhuhn verursacht.

Die Ruhe um dich her macht es fast unwahrscheinlich, daß es doch Menschenleid und Menschenängste gibt. Diese Lautlosigkeit ist nicht zu vergleichen mit der Ruhe des Untersuchungsgefängnisses. Ein schwerer Tritt des Wächters, ein Stöhnen in der Nachbarzelle, ein Schlüsselklirren — etwas war immer vorhanden, was sich nicht einreihen ließ in die Nachtstille.

Doch das alles liegt hinter dir. Es will dir vorkommen, als sei die Zeit im Justizgebäude nur ein lügnerischer Traum, der nichts zu tun hat mit dieser Stunde in der Schilfhütte.

Dein Blut ist ruhiger geworden. Zurückgewogt sind die Erinnerungen, die dir entgegenschlugen, als du die Planken betratest. Fast ist ein Freuen in dir, daß du auf den Gedanken gekommen bist, zur Hütte zu gehen. Ein

Vergleich kommt dir in den Sinn; man trinkt nicht edlen Wein aus einem Gefäß des Alltags, sondern nimmt dazu den geschliffenen Römer.

*

„Das wäre etwas für dich", sagte Rolf Hollien und brachte Hinzpeter eine Nummer einer Jägerzeitung, in der die Verpachtung der Jagd auf der Feldmark des Dorfes Jessenow angezeigt war.

„Ich bin kein waschechter Jäger", wehrt Hinzpeter ab.

„Aber die Treibjagd in Travemünde, zu der du eingeladen warst, hat dir Frische und Farbe gegeben. Die eigentliche Jagd soll in Jessenow auch Nebensache sein. Aber mit der Flinte sollst du umherstreifen und nicht mehr denken an Kohlenpreise und Bureau. Fast keinen Tag hast du bisher ausgespannt. Doch du sollst dich nicht vorzeitig verausgaben. Die Übernahme der kleinen Jagd liegt also auch im Interesse der Firma."

So hatte es begonnen. Nach einigem Sträuben hatte Hinzpeter die Jagd übernommen und fuhr nun häufig am Sonnabend nach Jessenow, das nur zwei Autostunden von Lübeck entfernt war. Ein Zimmer hatte er gemietet bei Vater Prüß, dem Dorfoberhaupt, der die Bauernstelle schon seinem Sohn übergeben hatte, aber sein Schulzenamt noch verwaltete. Mit der Zeit gewöhnte Hinzpeter sich an diese Fahrten; es fehlte ihm schon etwas, wenn er sein Wochenende nicht in Jessenow verbringen konnte.

Schon auf einem der ersten Pirschgänge hatte er einen kleinen Zusammenstoß mit Felix Teubener.

Am Wiesenrand saß Hinzpeter, die Flinte auf den Knien. Da der Wind günstig war, konnte er vorzüglich einen Fuchs beobachten, der langsam durch die Wiese nach dem Wald schnürte.

„Sie scheinen ein recht gutherziger Weidmann zu sein."

Ein Mann in mittleren Jahren, halb bäuerlich, halb städtisch gekleidet, stand hinter ihm. Auf seinem bartlosen Gesicht lag ein leichter Spott.

„Warum?" Hinzpeter war ärgerlich, weil ein Fremder ihn ohne Grund störte.

„Warum? Weil Sie Meister Reineke nicht auf die Decke gelegt haben."

„Erstens ist die Decke in dieser Jahreszeit nichts wert, zweitens wollte ich den Fuchs nicht schießen, sondern beobachten, und drittens —"

Hinzpeter zögerte.

Da sprach der Fremde: „Sie wollen sagen, daß mich drittens die Fuchsgeschichte nichts angeht. Trotzdem darf ich mich vielleicht einen Augenblick bei Ihnen niederlassen. Ich habe einfach Langeweile."

„Dürfte der Grund hinreichend sein?"

„Herr, Sie gefallen mir! Nun bleibe ich erst recht. Ich bin Teubener, den die Leute den Halsabschneider nennen, wenn ich sie im Skat oder im Geschäft hineingelegt habe."

Hinzpeter hatte schon von diesem Teubener gehört. Im Gasthause wohnte er. Niemand wußte so recht, wie er sein Geld verdiente. Er war eines Tages im Dorf aufgetaucht und versuchte, den Leuten Motorräder oder landwirtschaftliche Maschinen anzudrehen. Er behauptete in allen Sätteln reiten zu können. Über seine Vergangenheit schwebten allerlei dunkle Gerüchte. Er gab auch selber zu, dem Staatsanwalt schon tüchtig Arbeit gemacht zu haben.

„Ich habe ja auch ein wenig damit geliebäugelt, die Jagd in Jessenow zu pachten. Aber der biedere Prüß hat mir angedeutet — was man bei Bauern so andeuten nennt —, daß mir die Gemeindevertretung die Zustimmung verweigern werde, weil ich — na, sagen wir: nicht ganz stubenrein wäre. Da habe ich denn mein zerknirschtes Gewissen mit dem sauren Wein unseres Landkruges betäuben müssen."

„Einen zerknirschten Eindruck machen Sie nun eigentlich nicht. Im Gegenteil, Sie scheinen mir —"

„— ein Mensch zu sein, der seine Ellenbogen zu gebrauchen weiß. Ich bewundere Ihre Menschenkenntnis. Aber drehen wir den Spieß einmal um. Unterhalten wir uns darüber, welche Charaktereigenschaften Ihnen zukommen."

„Ich bin begierig."

„Ein Satz genügt: Sie sind in allem das Gegenteil von mir."

„Damit wäre ich schon zufrieden."

„Herr, eine Schmeichelei ist Ihre Bemerkung gerade nicht."

„Das sollte sie auch nicht sein."

„Ich habe den Eindruck, als wenn wir uns auf die Dauer nur schwer vertragen würden."

„Vorhin haben Sie mir gesagt, daß ich Ihnen gefiele."

„Nur insofern, als man sich mit Ihnen anständig unterhalten kann. Das hat in Jessenow nämlich keine Schwierigkeiten. Außer Ihnen käme etwa noch der Medizinalrat in Frage; aber seit ich es gewagt habe, mich mit seiner Tochter als gleichberechtigt zu betrachten, haben unsere Beziehungen arg gelitten."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ist auch nicht nötig. Irgend eine dörfliche Klatschtante wird Sie schon gelegentlich aufklären. Ich erfreue mich nämlich — vielleicht ist Ihnen das schon aufgefallen — der besonderen Aufmerksamkeit meiner lieben Mitbürger, wohl darum, weil ich ihnen erzählt habe, daß ich in der Glanzzeit meines Lebens Direktor einer nicht ganz soliden Firma gewesen bin. Die Sache zerschlug sich leider, weil das Strafgesetzbuch und ich nicht dieselben Grundsätze hatten. — Womit ich mich Ihnen empfehle. Wenn Sie die Absicht haben sollten, sich einen neuen Wagen zuzulegen —"

„Vorläufig genügt mir der meine noch."

„Nehmen Sie meinen Abschiedsgruß dann als einen Wechsel auf die Zukunft."

*

Joachim Hinzpeter wußte nicht, ob er den wunderlichen Kauz ernst nehmen sollte. Er sprach mit dem alten Prüß über ihn. Dieser antwortete:

„Es ist noch keiner reich geworden, der mit diesem Teubener zu tun gehabt hat. Er soll übrigens heute wieder abgereist sein. Wer weiß, wo er sich wieder herumtreibt. Keiner im Dorf wäre unglücklich, wenn er nicht zurückkäme. Aber nach einer gewissen Zeit stellt er sich leider immer wieder bei uns ein."

Sie saßen auf der Bank neben der großen Dielentür, und er alte Prüß rauchte seine kurze Pfeife. Er rauchte kalt, schien es aber gar nicht zu merken. Hinzpeter bot ihm Feuer an, aber er wehrte ab.

„Die Pfeife schmeckt mir heute nicht."

„Sind Sie krank, Herr Prüß?"

„Ich nicht, aber meine Frau!" sagte er hart und sog mechanisch an der Pfeife. „Wir haben heute den Medizinalrat gehabt, den Hamburger Arzt, der sich im Fischerhause vergraben hat."

„Sagten Sie mir nicht einmal, daß er seine Praxis aufgegeben habe?"

„Das hat er auch. Aber weil wir uns kennen, ist er doch zu meiner Frau gekommen."

Und dann erzählte der Alte mit dürren, spärlichen Worten: Immer sei seine Frau gesund gewesen; sie habe ja auch nie Zeit gehabt, sich mit Krankheiten abzugeben. Seit einem Jahr habe sie nicht recht schlafen und nicht ordentlich essen können, habe auch Schmerzen im Leib gehabt. Da habe er den Doktor Fabrizius gebeten, einmal nach den Rechten zu sehen. „Weil er doch alles umsonst macht. Kein Mensch hier hat Lust, sein Erspartes einem Doktor in den Hals zu werfen."

Der Schulze sprach unter Stocken und Räuspern. Aber es hatte doch den Anschein, als sei er froh, einen Menschen zu haben, gegen den er sich aussprechen konnte.

Sinnenden Auges sah er zu Joachim Hinzpeter hin. Ja, mit dem konnte er schon über seinen Kummer sprechen. Der war ein stiller Mann. Hatte auch etwas im Blick, als trage er etwas, was man andern nicht sagt. Zu dem konnte er Vertrauen haben. Ein ernster Mann, vom Leben geprüft.

Joachim mochte ähnliche Gedanken haben. Sein Blick ging über die Felder, verlor sich in der Ferne. Schattenhaft wob sich eine Gestalt in seinen Gedankengang — —

Lange schwiegen beide. Bis endlich Joachim Hinzpeter frug:

„Und was hat der Medizinalrat gesagt?"

„Geschimpft hat er."

„Warum?"

„Weil wir ihn nicht früher geholt haben."

„Was fehlt Ihrer Frau denn? Sie ist trotz ihres Alters verhältnismäßig rüstig, und vergnügt ist sie auch immer."

„Sie verstellt sich. Nachts höre ich sie manchmal wimmern, wenn sie glaubt, daß ich schlafe." Ein Horchen nach der Tür. „Krebs hat sie, und der Medizinalrat hat mir gesagt, daß ihr niemand mehr helfen kann."

Hinzpeter lehnte sich zurück. Nach einem Trostwort suchte er und fand keins.

„Und weiß Ihre Frau —?"
„Nein, sie soll es auch nicht wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Freunde und Karin.

Eine Geschichte von **Wolfgang Federau.**

„Auf morgen früh also", sagte Albert, als sie sich an der Endstelle der Straßenbahn trennten, und gab seinem Freund die Hand. „Und nicht die große Schippe vergessen, hörst du? Wollen mal ordentlich schaufeln . . ."

„Morgen?" Reimer, drei Jahre jünger als sein Freund, machte ein ernstes, nachdenkliches und auch ein bißchen überlegenes Gesicht. Ja, er runzelte die Stirn, als wäre er ein Erwachsener, der viele Sorgen hat und sich über hunderterlei schwierige Dinge den Kopf zerbrechen muß. „Morgen?" wiederholte er. „Das wird kaum gehen. Ich . . ." — und zum ersten Male kräuselte so etwas wie ein hochmütiges Lächeln seine Kinderlippen, weil er doch endlich seinem großen Freund überlegen war, der sonst alles soviel besser wußte und viel, viel stärker war — „ich bekomme Besuch. Meine Kusine kommt aus Hamburg. Karin heißt sie, und sie wird vier Wochen bei uns wohnen bleiben."

„So", entgegnete Albert kurz. Es war ihm anzumerken, daß er sich ärgerte, daß ihm die Eröffnung irgendwie nicht ganz recht war.

Sie standen schweigend ein kleines Weilchen beieinander. Aber Reimer drängte es, seine Überlegenheit voll auszukosten. „Hast du etwa auch eine Kusine, die in Hamburg wohnt?" fragt er. „Und die", setzte er besorgt hinzu, nur um ja ganz sicher zu sein, „die Karin heißt?"

Sein Freund schüttelte nur den Kopf. Nein, mit so etwas vermochte er nicht aufzuwarten. Schade.

„Karin ist ein schöner Name", meinte Reimer mit Nachdruck. „Ein seltener Name. Sie ist vierzehn Jahre alt."

„Genau so alt wie ich", wunderte sich Albert. Aber jetzt war es Reimer, der schwieg. Über seine zarten, sonnengebräunten Wangen wehte eine tiefe, flüchtige Röte. Dunkel empfand er, daß es töricht war, von Karins Alter zu sprechen. Er litt unter seinen elf Jahren — gern hätte er sein zukünftiges Dasein um diese drei Jahre gekürzt, wenn er statt dessen jetzt sich die gleiche Spanne Zeit hätte zulegen können.

Er war noch sehr jung. Ein Kind, das nicht wußte, was Leben heißt.

Dann gingen sie endgültig auseinander; grußlos jetzt, als kennten sie sich nicht.

*

Am anderen Morgen kam Reimer später als sonst an den Strand. Mit Karin, die ein schlankes und hochgeschossenes Mädchen war, keck, wie viele Großstadtkinder es sind und hübsch dazu.

Albert war schon da. Er hatte seinen Spaten mitgebracht und die ganze Zeit mit verbissener Wut gearbeitet, nur um die maßlose Langeweile zu bekämpfen, an der er litt. Der Wall, die Burg, wie die beiden Freunde ihn nannten, war um ein erkleckliches Stück gewachsen.

„Das ist Albert", stellte Reimer mit einer gleichgültigen und herablassenden Handbewegung vor. „Er hilft mir manchmal beim Schippen. Und das hier ist Karin, meine Kusine. Ich erzählte dir schon gestern von ihr — sie kommt aus Hamburg."

Das war alles, was er sagte. Dann begann er sich auszukleiden. „Du magst ruhig weiterschaufeln", sagte er zu Albert. „Uns stört das nicht. Karin hat ja den Strandkorb, und meine Mutter hat ihr ihren Bademantel gepumpt."

„Danke, ich mag nicht mehr", erwiderte Albert trotzig und stakte zum Wasser hinunter. Er nagte an seinen Lippen, und die ganze Welt erschien ihm traurig und widerwärtig.

Aber er hielt es nicht lange allein aus und kam bald wieder zurück zu den beiden, die auf der Innenseite des Walls lagen und sich von der Sonne rösten ließen. Sie nahmen von seiner Rückkehr nicht mehr Kenntnis, als wäre er ein Stück Holz oder irgend ein anderes lebloses Ding.

Albert ließ sich, entwas entfernt von den beiden, nieder und lauschte den Bruchstücken der Unterhaltung, die er aufschnappte, wenn der starke, ablandige Wind mal eine kleine Pause einschaltete. Aber er konnte mit dem, was er hörte, nicht viel anfangen: man sprach von Menschen, die er nicht kannte, von denen er nichts wußte.

„Ich gehe jetzt baden", sagte er deshalb plötzlich laut und erhob sich mit einem Sprung. „Wir baden erst später", erwiderte Reimer. „Wir haben heute so spät gefrühstückt."

Karin lächelte spöttisch. Da bekam Albert wilde Augen. Am liebsten hätte er irgend jemand totgeschlagen. Einen Menschen oder auch ein Tier. Freilich — noch lieber hätte er geweint. Aber das war natürlich noch unmöglicher als das andere.

Er warf sich ins Wasser, als gelte es, einem Feind an die Gurgel zu springen. Er schwamm, er tauchte, er machte alle Kunststücke, die er verstand. Und die Sonne gleißte, das Wasser war warm und köstlich Dennoch: die rechte Freude am Baden hatte er nicht.

Er kam zurück, und Reimer sagte: „Das ist gut, da kannst du ein bißchen auf unsere Sachen achten." Dann verschwand er mit Karin, und Albert hörte bis zur Burg hinauf ihr übermütiges Lachen und Jauchzen.

Mit einem Mal war es still. Kein Lachen mehr, kein Schreien.

Albert äugte vorsichtig über den Rand des Walls. Er sah Reimer, ganz nahe am Strand war er, er strampelte sich redlich ab, und man konnte sogar von hier aus erkennen, daß es mit seiner Schwimmkunst noch nicht weit her war. Das Mädchen Karin konnte Albert zunächst nicht erblicken —, endlich entdeckte er sie jenseits der Sandbank. Ab und an tauchte eine weiße Schulter, ein schlanker Mädchenarm aus dem grüngrauen Wasser empor. Vor allem hatte sie freilich ihre Badekappe, die ihr schmales und kühnes Gesicht wie ein goldener Helm umrahmte, dem Wartenden verraten.

Es war ein Zufall, daß Reimer und Karin zu gleicher Zeit aus dem Wasser kamen. Auf dem Wege zur Burg näherten sie sich einander, aber sie gingen nebeneinander her wie Feinde. Mit schmalen, verkniffenen Mündern, wortlos.

Karin stellte sich neben Albert und ließ sich von der Sonne trocknen. Ab und an warf sie ein Wort zu Reimer hinüber, ein verächtliches, böses Wort, das dem Jungen das Blut in die Wangen trieb.

Albert verstand nicht den Grund dieser plötzlichen Feindseligkeit. Sicher war es ein törichter, läppischer Grund, wie immer, wenn Mädel im Spiel sind. Aber er sah, wie es in Reimers Gesicht arbeitete und zuckte, und eine Welle von Freundschaft, Teilnahme und Mitgefühl überschwemmte ihn ganz. Ließ ihn alle eben erlittenen Kränkungen vergessen.

„Komm, Reimer", sagte er aufspringend. „Laß doch das dumme Gör — wir machen wieder einen Dauerlauf, gelt? Wie gestern?" Und er faßte nach der Hand seines Freundes, sah in ein Gesicht, das ihn dankbar anstrahlte und das zugleich beschämt aussah.

Sie liefen los, in ruhigem, gebändigtem Tempo. Und Albert mußte alle Kraft zusammenreißen, um der Versuchung zu widerstehen, noch einmal den Kopf zu wenden. Dorthin, wo Karin saß, das Mädchen aus Hamburg. Das so schön war und das anzuschauen er nie müde werden könnte.

Hundekauf in Alaska.

Abenteuer unter den Mallemuten am Norton-Sund.

Von Thomas Gerard.

Mißtrauisch empfängt uns „Großer Wolfszeh", der Häuptling der Mallemuten-Eskimos hoch oben in der Eiswüste am Norton-Sund. Hunde seien rar, und wir täten gut daran, schleunigst umzukehren, bevor der Föhn uns im Schnee ersticken würde. Auf eine solche Begrüßung, die den Stamm bei dem bevorstehenden Tauschgeschäft um mehrere Nasenlängen in Vorteil bringen soll, sind wir gefaßt. Gleichmütig werfen wir unseren Gespannen die verdiente Mahlzeit vor, dann zerren wir die Säcke und Blechkanister von den Schlitten, zeigen Tabak, Feuerzeuge und wundervolle Shagpfeifen. Immer mehr Männer schlurfen aus ihren Zelten an unser Warenlager heran; blitzende Sägen, Hämmer und Feilen stechen begehrlich in die Augen. Große stählerne Fuchsfallen haben wir mitgebracht, irdene Töpfe und Nähnadeln aus Elfenbein. Neben glänzendem Lederzeug auch bunte Tücher für die Frauen, dann sehr haltbare Netze, aus bestem Hanfstrick geknüpft.

Allmählich verliert sich die gespielte Frostigkeit der Nomaden, einzelne entfernen sich und kehren nach einer Weile mit ihren Hunden zurück. Die Tiere übertreffen alle unsere Erwartungen, zottig und groß, mit mächtig ausgreifenden Vorderläufen stehen sie vor uns, weiß oder schmutzig grau im Fell. Daneben fletschen aber auch völlig schwarze Rüden ihr grauenerregendes Gebiß. Als letzter zieht sich „Großer Wolfszeh" zurück, um mit einem Leittier, bei dessen Anblick es uns den Atem verschlägt, wieder herbeizutrotten. Aufgeregt sind wir vom Lager gesprungen, denn gut um Haupteslänge überragt der Rüde alle anderen Hunde, böse funkeln seine Augen . . . Als das Tier volle Witterung von den Fremden genommen hat, ist es nicht mehr zu halten. Ihren Herrn hinter sich her schleifend, wirft sich die Bestie wie der Blitz nach vorn, um den nächsten von uns in Stücke zu reißen. Im letzten Moment werfen die Eskimos jedoch dem geifernden Angreifer ein Lasso um den Hals und würgen ihn geschickt zu Boden. Unserer Bewunderung hat dieser Überfall nicht im geringsten Abbruch getan: mit einem solchen Führer vor frischen Gespannen würde die Rückreise, wenn es sein müßte, über Tausende von Kilometer, bis tief nach Kanada hinein, gelingen!

Voller Genugtuung lächelt der Besitzer des Prachttieres über den wohl absichtlich hervorgerufenen Eindruck. Für sechs Pfund Tabak, zwei Sägen und eine Feile erklärt sich der Häuptling bereit, uns den „Schweifenden Pfeil" zu überlassen. Gern hätten wir auch das Doppelte an Waren für den Hund erlegt. Eine Weile handeln wir noch zum Schein, dann schleppt „Großer Wolfszeh" die ausbedungenen Kostbarkeiten und etliche ansehnliche Zugaben in sein Zelt. Vorläufig lassen wir das Leittier noch nicht an uns heran; so unheimlich erscheinen uns Nacken und Gebiß, daß wir die Lassomänner bitten, den „Schweifenden Pfeil" erst kurz vor unserem Aufbruch aus seiner Verstrickung zu lösen.

Nach drei Stunden etwa haben wir vierzig Rüden beisammen, eine richtige Karawane von Alaskawölfen, so prächtig, daß uns vor Freude das Herz bis zum Halse schlägt. Eilig werden die Rudel vor den Reserveschlitten in die Geschirre getrieben. Ob des Zuwachses jaulen und belfern die alten Zugtiere wie verrückt. Nach einer Weile zeigt sich „Schweifender Pfeil" wider Erwarten bereits wie umgewandelt. Als er lose in den Riemen vor den übrigen Hunden tänzelt, „liebkost" ihn „Großer Wolfszeh" zu allem Überfluß noch einmal kräftig mit der langen Peitsche.

Das Wetter bleibt günstig. Als wir davonstieben, zeigt das Thermometer minus 32 Grad, weit und klar spannt sich der Horizont im Süden. Noch am gleichen Tag legen wir neunzig Kilometer zurück. Die frischen Gespanne sind kaum außer Atem zu bringen; manchmal bleiben die Schlitten mit den alten Zugtieren meilenweit zurück, so daß wir immer öfter gezwungen sind, Pausen einzulegen, um die Verbindung miteinander auf Sehweite aufrecht zu halten. Am nächsten Morgen überrascht uns ein tosender Schneesturm, wie mit Eisnadeln bläst der Wind vom Meer her. Die Zugtiere der beiden Karawanen werden langsam störrisch und geben zuletzt ganz auf. Dem „Schweifenden Pfeil" scheint die Stockung gar nicht recht, wütend dreht er sich herum und schnappt wie irrsinnig nach den Faulpelzen hinter sich, die das Rennen ohne seine Zustimmung aufgeben. Unvermutet entsteht eine tolle Beißerei, bei der selbst die Peitschen nichts mehr fruchten. Mit unseren Stahlruten müssen wir in die Knäuel fahren; dann werfen wir den beruhigten Tieren die fällige Mahlzeit vor und lassen uns getrost einschneien. In wenigen Minuten ist alles Lebende aus der Landschaft fortgewischt.

Plötzlich schreckt uns ein schriller Laut aus dumpfem Dahinbrüten, ganz deutlich unterscheiden wir den Lockruf im Tosen des Wetters. Instinktiv greifen wir nach den Gewehren und schieben den Kopf ein wenig vor das Ausguckloch. Da ertönt der seltsam erregende Pfiff von neuem, zweimal kurz hintereinander trifft er unser Ohr. Diesmal schütteln sich die Hunde, die wir, bis auf die Leittiere, vorsorglich nicht aus den Gespannen gelassen haben, bereits aus ihrem weißen Grab und beginnen unruhig an den Seilen zu zerren. Ein Freudengeheul des „Schweifenden Pfeil" greift uns gleichzeitig bis ans Mark. Wie der Blitz rast die Bestie in der Richtung des Lockrufs davon. In diesem Augenblick setzt ein Aufruhr des neuen Rudels ein, so gefährlich, wie wir ihn noch von keiner Reise her kennen. Als seien sie darauf dressiert, beginnen die Tiere mit ihren scharfen Zähnen an den Zugriemen zu kauen. Ganz offensichtlich wollen sie aus den Strängen heraus, um dem Leittier in die verlorene Freiheit der Küste zu folgen. Lange bemühen wir uns vergebens um Ordnung; erst als wir uns hastig an die eingeschneiten Fleischsäcke heranmachen und den Bestien wahllos Brocken vorwerfen, entwirrt sich der tobende Knäuel. Zusehends werden die Tiere friedlicher. Einzelne lecken sich winselnd das Blut von der Schnauze und wühlen sich geschäftig ein neues Bett in den Schnee.

Das Gestöber hat kaum nachgelassen, unvermindert heftig bläst aus Nordwesten der Orkan. Aufgeregt erörtern wir den Zwischenfall und beruhigen uns schließlich angesichts der Tatsache, nicht das gesamte neue Rudel verloren zu haben. Nur das Leittier hat sich „Großer Wolfszeh" mit seinen Eskimos zurückgeholt . . . Als wir zwei Tage später, beim ersten steifen Grog, dem Kommandanten des nächsten Forts von dem Abenteuer berichten und Genugtuung fordern, stoßen wir auf Ablehnung. „Hundekauf hier oben in der Eiswüste wird immer mit Gefahr verbunden sein", tröstet uns der Major. „Die Polizei hat ihre Gründe, es nicht mit den Mallemuten, die wie alle schweifenden Nomaden Alaskas leider oft genug von den Weißen übers Ohr gehauen werden, zu verderben."





„Jawohl, Sie sprechen mit Doktor Wuppdich, dem König der Zauberkünstler!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.